

THEOLOGISCHE REVUE

119. Jahrgang

– Mai 2023 –

Weyringer, Simon: An der Schwelle zum Land der Verheißung. Rhetorik und Pragmatik in Dtn 9,1–10,11. – Wiesbaden: Harassowitz 2021. 255 S., geb. € 68,00 ISBN: 978-3-447-11745-6

Die vorliegende Arbeit, eine überarbeitete Diss. am Päpstlichen Bibelinstitut in Rom unter der Betreuung von Dominik Markl, befasst sich mit der mosaïschen Nacherzählung der Sinaiereignisse aus Ex 32–34 in Dtn 9,1–10,11 (präziser: „keine verkürzte Version der Erzählung [...], sondern eingebettet in und selbst Teil der Reden Moses“, 14) und untersucht die Rhetorik des figurativen Redners Mose und die Pragmatik des Textes. Dass dieser Text in einer gewissen Spannung und in einem literarischen Gefälle/Verhältnis zu Ex 19–34* steht, ist unbestritten; das spielt hier aber gar keine Rolle. Vielmehr wird auf weithin synchroner Ebene die Faktur und Wirkung allein des Textes Dtn 9,1–10,11 samt seiner intertextuellen Beziehungen analytisch in den Blick genommen.

Die Studie besteht grob aus drei Teilen mit Unterabschnitten: (1.) einer hermeneutisch-methodologischen Grundlegung samt allgemeinem Überblick über den Untersuchungsgegenstand Dtn 9f (1–77), (2.) einer Einzelanalyse von Dtn 9,1–10,11 (78–168) und (3.) einer Vertiefung der systemischen Abhandlung (Rhetorik) über kontextuelle (Ex 32–34) und intertextuelle (Dtn; Jos; 1–2 Kön; Jer) Absicherung (169–226). Zusammenfassung, Literaturverzeichnis und zwei Indices (Stellen, Autoren) schließen die Arbeit ab.

Die Abfolge der Arbeitsschritte ist nicht immer unmittelbar einleuchtend; so findet sich die Übersetzung und Textkritik etwas erratisch (29–40) innerhalb einer grundlegenden, allgemeinen Hinführung im Überblick zum Gesamttext (22–29.40–47), die für sich genommen bereits hilfreich und weiterführend ist.

Insbes. der hermeneutisch-methodologische Vorspann (3–21) fordert zur Diskussion heraus. Problematisch, missverständlich oder mindestens unglücklich formuliert sind v. a. dessen erste Teile. Manche Missverständnisse wären vielleicht bei anderer Anordnung der Inhalte ausgeblieben. So kommt z. B. die Rede vom impliziten Leser deutlich zu spät. Und das methodische Grundproblem liegt in einer mangelhaften Rezeption neuerer narratologischer und kommunikationstheoretischer Konzepte.

Zunächst wird zur Grundlage der analytischen Arbeit „die protomasoretische Textgestalt [...] aus der persischen Periode [...] als eine der letzten Etappen eines gewachsenen Textes“ (3) gemacht. Diese Textgestalt gibt es aber gar nicht, sie lässt sich auch nicht rekonstruieren – schon die Manuskripte vom Toten Meer weisen für die Zeit vor der Zeitenwende eine Pluriformität von Textgestalten aus, die weder im strengen Sinn autoritativ waren, geschweige denn proto-kanonisch genannt werden dürfen. Wir können allenfalls darauf hoffen, dass die Codices A und L eine Textgestalt

bewahrt haben, die entfernt bis einigermaßen dem entspricht, was vor der Zeitenwende schwerpunktmäßig und weithin bereits fixiert im Umlauf war. Eine hypothetische Vorstufe des Textes – also noch nicht einmal die entstehungsgeschichtlich letzte greifbare! – wird hier zur Basis einer synchronen Untersuchung gemacht. Üblicherweise ist diese Basis aber in der modernen Exegese der vorliegende „Endtext“, wie er z. B. im Codex L vorliegt – im Bewusstsein aller damit verbundenen Probleme (z. B. Anordnung/Reihenfolge der biblischen Bücher). Wird hier möglicherweise gegen den masoretischen Text als nicht sinnvolle Einheit Stellung bezogen?

Die Anmerkungen zur Übersetzung und Textkritik (33–40) lösen das selbst gesetzte Postulat auch nicht ein. Sie orientieren sich – bis hin zu analogen Formulierungen – auffällig am Kommentar von *Eckart Otto* (HThK, 934–939), und sind zudem sehr Septuaginta-lastig, tragen also letztlich für die eigene Arbeitsübersetzung kaum etwas aus (vgl. aber Dtn 9,24), sondern sind allenfalls eine textkritische, rezeptionsgeschichtliche Fingerübung. Jedenfalls bieten sie nichts Neues. Uneindeutig ist ebenfalls der Umgang mit den Beobachtungen, die einmal als Postulat einer älteren, ursprünglicheren Textform in die Arbeitsübersetzung einfließen (Dtn 9,24; 31.37), ein anderes Mal dagegen nicht (Dtn 9,5; 29.35).

Die Synchronie soll (gegen E. Ehrenreich) nicht konsequent durchgehalten werden, sondern es könne bei „intertextuelle(n) Analysen nicht auf diachrone Erkenntnisse und Argumente verzichte(t)“ werden und „auch diachrone Argumente als Korrektiv aufgegriffen“ werden (4). Synchron ist aber nach H. Utzschneider (nicht im Lit-verz.!) jede Exegese, die (irgend-)einen Text ohne Rücksicht auf seine literargeschichtliche Genese in (irgend-)einem bestimmten, zeitlich begrenzten Kommunikationskontext der Vergangenheit oder der Gegenwart untersucht. Synchronie und Diachronie sind auch keine „Welten“ (4), sondern Untersuchungsweisen eines Textes. Diachronie fragt nach Textgenese und historischer Verortung und kann dazu beitragen, die kulturelle und semantische „Enzyklopädie des Textes“ (U. Eco) zu klären. Darauf kann eine synchrone Perspektive zurückgreifen. Die Frage von Abhängigkeiten – auch und gerade bei Intertextualitäten – ist für die synchrone Perspektive aber eigentlich irrelevant. Intertextuelle Analysen müssen die diachrone Frage gar nicht stellen, sondern können auch rein synchron arbeiten oder z. B. die Leserichtung der Hebräischen Bibel als „Chronologie“ zugrunde legen, wonach sich hintere Texte als Hypotexte auf vordere Texte als Hypertexte beziehen (z. B. Propheten auf die Tora). Wobei die Anordnung des Codex L nochmal ein eigenes Problem darstellt (s. o.). Ein synchroner Zugang blendet die Polyphonie des Textes ja gar nicht aus. Vielmehr läuft der Rekurs auf die Textgenese Gefahr, den Sinn des Textes im Blick auf das (zeitlich) „Letztgültige“ zu uniformieren. Es ist schlicht nicht nachvollziehbar, warum zur Wahrnehmung der Polyphonie, der Spannungen und Widersprüchlichkeiten im Endtext eine textgenetische Rekonstruktion notwendig ist. Was bleibt, ist die immer gültige Frage: in welcher historischen Zeit, in welchen vergangenen Kontexten hat(te) eine synchrone Lektüre, in welcher Textgestalt auch immer, die größte historische Plausibilität?

Unproblematisch ist die „fiktive[...] im Text repräsentierte Kommunikation“ (5) zwischen Mose und Israel. Problematisch wird kommunikationstheoretisch hingegen die Rede von „reale(n) Autoren mit ihren Adressaten“ (5; vgl. 6). Spätestens an dieser Stelle müsste man von „impliziten Lesern“ sprechen, da sich aufgrund der vermittelten Kommunikationssituation von Texten Autor und Leser nie in direkter Interaktion befinden. Das folgt aber erst einige Seiten später. Da man als heutiger Leser aber keine Autoren, sondern allenfalls Bilder von Autoren rekonstruieren kann, sollte ebenfalls wenigstens nur vom „impliziten Autor“ gesprochen werden – den sucht man aber vergeblich, wohl

weil hier hintergründig doch diachron gedacht wird. Diese notwendige Unterscheidung zwischen realem und impliziten Autor, realem und impliziten Leser wird nicht bzw. im methodologischen Fortgang zu spät gemacht. Ebenso wäre zur methodischen Vorsicht zu mahnen bezüglich allzu schneller Rückschlüsse von der Welt des Textes auf die Welt (und Menschen) hinter dem Text bzw. deren Übertragung auf die heutige reale Welt. Es geht nicht darum, den Protagonisten eines Textes „in seinen inneren und zwischenmenschlichen Dialogen wie eine reale Person wahr(zunehmen)“ (6; vgl. 7), sondern Leser interferieren einfach ihre lebensweltliche Erfahrung und geben den Figuren im Text damit Fleisch und Blut; Figuren helfen auf diese Weise den Lesern, die Welt des Textes aufzubauen und in der Lektüre erfahrbar zu machen. Hier wäre narratologische Basisliteratur (z. B. T. Köppe/T. Kindt, *Erzähltheorie*, Stuttgart 2014; ebenfalls nicht im Lit.verz.) über die Funktion von Figuren in literarischen Texten sicher hilfreich gewesen. So wirkt das alles etwas unausgereift und höchst missverständlich.

Und schließlich wird im Blick auf die textexterne Kommunikationsebene von „textexterner Pragmatik“ (6) gesprochen. Das ist eine unnötige Doppelung: Es gibt keine textinterne Pragmatik. Pragmatik ist aus linguistischer Sicht immer die Wirkung des Textes auf die Hörer/Leser des Textes. Was es allenfalls geben kann, sind die Unterstellungen der Leser, wie innerhalb des Textes Figurenrede auf Figuren wirken könnte.

Die weiteren methodologischen Ausführungen zu den Textgattungen (Rhetorik; gedeutete Geschichte; Erzählungen in der Erzählung; 9–11) und zur Intra- und Intertextualität sind weniger problematisch.

Für die Analyse selbst, im Grundlegenden (22–29.40–47) wie im Detail (48–168), muss auf das Buch selbst verwiesen werden, angelehnt an die rezente Literatur, mit Seitenblicken auf die Diskussionen um Raumkonzeptionen und Übergänge. Als ein besonderer und wichtiger Gewährsmann scheint J.-P. Sonnet zu fungieren. Diverse Tabellen und Schaubilder („Schemata“) illustrieren das Gesagte.

Unangenehm fällt hingegen auf die arg bemüht wirkende, ständig wiederkehrende Klerikalisierung (über Aaron bzw. Eleasar und den Stamm Levi) der Bewahrung und Sicherung der Gottesbeziehung Israels und der dauerhaften Vermittlung im Kult zwischen Gott und Volk (151–164.178f.182.225f u. ö.). Das ist im Dtn weder erklärtes noch erstes Textziel. Immerhin spielt die Herkunft Moses aus dem Stamm Levi weder in Ex noch im Dtn überhaupt eine Rolle; und die mosaische Mittlerschaft zwischen Gott und Israel und deren Unmittelbarkeit wird von Mose selbst ausdrücklich auf einen Propheten übertragen (Dtn 18,15.18)! Das wird bei Jeremia breit aufgegriffen, systematisiert und hätte man von hierher lernen können: Der Prophet (wie Mose) übernimmt die Funktionen von König und Priester.

Insgesamt ein diskussionswürdiger Beitrag, der einen abgegrenzten Abschnitt der Mose-Reden im Dtn hinsichtlich seiner Rhetorik in den Blick nimmt und damit auf der Buchebene das weiterführt, was G. Braulik und N. Lohfink (*Die Rhetorik der Mosereden in Deuteronomium 1–4*, ÖBS 55, Frankfurt 2022) soeben kongenial vorgelegt haben.

Über den Autor:

Ulrich Dahmen, Dr., Professor für Alttestamentliche Literatur und Exegese an der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (Ulrich.Dahmen@theol.uni-freiburg.de)